

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 1

Artikel: Frage
Autor: Thurow
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633592>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

reichtum und Nuancierungsmöglichkeiten bietet, für die langwierige hochdeutsche Umschreibungen nur unvollständigen Ersatz leisten könnten. Ich würde ordentlich Zeit brauchen — und doch versteht man darunter etwas ganz bestimmtes — wenn ich Ihnen erklären wollte, was ein Chääri, e Chnorzi, e Sürmu, e Chnuuschi, e Pfluuschi, e Gschabi, e Gritti, e Schlusi, e Tschali, e Gali, e Ggöl, e Löl, e Hoolisch, e Totsch, e Toggu ist. Und was düüssele, hüuschele, hüderle, täsele, müntschele, täuppele, tryschaagge, was prichte, tampe, waschle, lafere, prashauere, wäffele, chisle u zängle, was pänggle u preiche, was gugle u päägge, was gäggele u gfäterle, was lose, luege, gugge, güggele u glüffele bedeutet, das können Sie wahrscheinlich nicht mal erraten.“

Der Reichsdeutsche: „Ja, eine gewisse Urwürdigkeit ist ja nicht abzuspochen. Aber gerade schön tönt es nicht.“

Der Schweizer: „In Ihren Ohren. Uns tönt das Reichsdeutsch, namentlich das nordische, auch nicht eben angenehm. Freilich gibt es bei uns Schulmeister, die uns weis machen wollen, so wie das Schriftdeutsch im nördlichen Deutschland gesprochen werde, sei es allein richtig. Sie bemühen sich, uns eine richtige Aussprache beizubringen, aber sie vergessen, daß dieses schneidig gesprochene Hochdeutsch mit seiner Vergewaltigung der lautlich festgelegten Vokale und Konsonanten eben so wenig Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben kann, wie das mit schwärzdeutschler Färbung gesprochene Schriftdeutsch. Aber halt, wir sind mit der Mundart noch nicht fertig, es ist da noch ein anderer Punkt. Die Mundart wird eben nicht nur gesprochen, sondern sie wird auch gedruckt.“

Der Reichsdeutsche: „Na ja, so Schwanz-, Scherz- und Gelegenheitsdichtung.“

Der Schweizer: „Eben gerade nicht. Oder nur in geringem Maße. Was in der Mundart Bestand haben will, muß wesentlich, muß ächt sein, durch und durch. Und so ist das, was wir in unserem kräftig gedeihenden Mundart-Schrifttum an Lyrik, an Erzählungen und Skizzen und in Romanform, an Lustspielen und ernsten Dramen haben, keine wässerige, sondern eine würzige, nahrhafte Kost, die nicht zuletzt auch moralische Kräfte weckt und erhält. Sie stammt von Leuten in Stadt und Land, die auch hochdeutsche Zeugnisse ihres Könnens abgelegt haben. Und daß, beiläufig gesagt, Schweizer Eigenart auch im hochdeutschen wie auch im welschen Schweizer Schrifttum deutlich in Erscheinung tritt, ist Ihnen vielleicht bekannt.“

Der Reichsdeutsche: „Nach all dem, was Sie vorgebracht haben, stehe ich nicht an, dem alemannischen Schweizer eine ausgeprägte Eigenart zuzusprechen. Nichtsdestoweniger werden Sie aber gewisse Beziehungen zu den andern germanischen Stämmen deutscher Sprache nicht leugnen wollen.“

Der Schweizer: „Zusammenhänge und gemeinsame Erb-güter zu leugnen, fällt niemandem ein. Aber sein Eigenstes läßt man sich nicht antasten. Jedes Volkstum hat seinen Garten; wenn es ihn mißachtet und vergift, wenn es ihn überwuchern und versinken läßt, verliert es seine Seele, wird gefügiges, aber geringwertiges Menschenmaterial. Und wenn es seine Seele verloren hat, wird es, zumal, wenn es zahlenmäßig nicht besonders stark ist, Schritt für Schritt auch seine Heimat verlieren. — Wenn es auch Zäunchen und Abgrenzungen gibt im Schweizergarten, so wächst darum herum doch ein Lebhag, und was darin wächst, kann eben nur in dieser gemeinsamen Erde, in dieser frischen, freien Luft gedeihen.“

Der Reichsdeutsche: „Nicht übel gesagt. Dürfte auch inbezug auf Deutschland stimmen.“

Der Schweizer: „Der Zusammenschluß der verschiedenen deutschen Staaten zum Deutschen Reich war aus einer politischen Notwendigkeit heraus erfolgt. Man hat bei dieser Gelegenheit nicht veräußert, rasch etwas Dauerhaftes zu schmieden. „Deutsche sind wir alle“, so lautete die Parole. Erst in zweiter Linie Bayern, Franken, Schwaben usw. Man hat zur Zeit der eisernen Disziplin und Organisation des

militarisierten „Deutschland, Deutschland über alles“ vergessen oder nicht mehr geglaubt, daß man allen Schlagworten zum Trost zunächst Preuße ist und bleibt, daß man den Sachsen, den Bayern, den Schwaben, den Franken im Hohenzollern-Deutschen niemals ersicken kann. Man kann es nicht, aber der steinerne Polyp Berlin übt einen moralischen Druck auf jene ursprünglichsten Kräfte aus und hindert sie, ihr Wesen richtig und in unverfälschter Frische zu entfalten. Jetzt soll diesem Schlagwort auch der Oesterreicher zum Opfer fallen.“

Der Reichsdeutsche: „Na hören Sie mal, Sie möchten also am liebsten das Deutsche Reich auseinander Sprengen. Großartig! Weil, wie Sie glauben, die verschiedenen Völker im Rahmen ihr eigentliches Wesen nicht völlig entfalten können? Glauben Sie denn nicht an die Möglichkeit einer gegenseitigen Ergänzung? Und wenn das Deutsche Reich auseinander soll, müßte man denn nicht viel eher die Schweiz in ihre Bestandteile auflösen?“

Der Schweizer: „Man könnte es meinen, nicht wahr? Aber es stimmt nicht. Der Bayer und der Preuße und der Schwabe, sie ergänzen sich nicht, sondern sie reiben sich gegenseitig. Was braucht der oft mehr als selbstbewußte Preuße für eine Ergänzung? Er will gar keine. Bei uns aber ist es anders. Unsere Schicksalsverbundenheit trägt nicht so sehr den Stempel des Willens zur stählernen Macht, als vielmehr des friedlichen Lebensbedürfnisses nach Freiheit und Unabhängigkeit. Aber noch etwas anderes hält uns zusammen und soll uns immer fester zusammenhalten: die gegenseitige Ergänzung des Germanischen und Romanischen. Das Germanische, das Alemannische sucht das Romanische, das Welsche, es sucht und verlangt die Ergänzung seines Wesens und hat es, mehr oder weniger bewußt, stets getan. Lieber flechten wir ein welsches Wort in unsere Mundart ein, es ist schmiegsamer als das spröde Hochdeutsch. Umgekehrt hat das Romanische das Germanische nötig. Daß wir die Möglichkeit haben, im eigenen kleinen Lande europäischen denken und verstehen zu lernen, das ist allerdings bei uns selbst auch noch zu wenig erkannt und fruchtbar gemacht worden. Den Tessinern sollte man eine eigene Universität, die ihnen zum Nutzen des ganzen Landes zukommt, nicht länger vorenthalten, und in den Schulen und in der Presse müßte man mehr als bisher das Bewußtsein von der europäischen und menschlichen Bedeutung der Tatsache unserer Eidgenossenschaft und damit den Wunsch nach einem noch besseren gegenseitigen Verstehen in jedem einzelnen wecken.“

Der Reichsdeutsche: „Na also, laßt das Deutsche Reich vorderhand in Ruhe und baut Euren Miniatur-Völkerbund weiter aus.“

Der Schweizer: „Gewiß, gewiß, das wollen wir. Es wird um so leichter sein, als wir dem großen Völkerbund vor allem einen festen Ritt voraushaben — daß wir Schweizer sind, die weder von dieser noch von jener Seite über sich verfügen lassen.“ F. A. Wolmar.

Frage.

Vom Straßenlärm umbrandet, schleppt ein Weib
Sich an der Krücke fort, gebeugt den hagern Leib.
Taucht einer auf und spricht ihr freundlich zu;
Ich steh' verwundert — bist es du?

Ein Knirps am Tor; sie ließen ihn allein,
Wer will dem Hödli Spielgenosse sein?
Nun hält er greinend sich die Augen zu.
Da streichelt eine Hand ihn — bist es du?

Ich grüße dich und bitt' um deine Gunst,
Daß du mich lehrest deine feine Kunst,
Ein Weh zu scheuchen im Vorübergehn,
Ein Herz zu trösten, wär's auch ungefeh'n.

— Sag', möchtest du? S. Thurnow.